

Auch in Ohio sind sie für die Kunst!

Eine wahre, heitere Geschichte aus Amerika

Von Karl Götz

In der Stadt Columbus im Staate Ohio saßen die Sänger des schwäbischen Männerchors nach dem Singen wieder einmal noch lange beieinander. Das scheint in allen Gesangvereinen auf der Welt so üblich zu sein. Ich saß neben Peter Weber aus dem Schwarzwald, dem über achtzigjährigen Ehrenpräsidenten des Männerchors. Er hatte schneeweisse Haare. Nach einer Weile sagte er: „Wir haben noch etwas Besonderes.“ Er stand auf, ging an einen hohen Schrank, machte die Tür langsam auf und kam dann mit einem eichenen Kästchen wieder, das er vor uns auf den Tisch stellte und feierlich öffnete. Auf einem samtenen Kissen lag ein Brief von Richard Wagner, einer von Hans von Bülow und zuunterst ein Theaterzettel von der Erstaufführung der „Walküre“.

Ich fragte: „Ja, Peter, wie kommt ihr hierzu?“ Da sah er mich knitz an und sagte: „Männle, des hab i no niemand g'sagt, des verzähl i dir au net.“

Peter, dachte ich da, es braucht noch ein Viertele, damit es dir die Zunge lupft. Und das Viertele lupfte ihm die Zunge.

Der Peter war daheim ein Schneidergeselle gewesen und kannte die Marie und hatte sie lieb. Sie hatte auch ihn lieb, und es war sehr schön. Der Peter aber kam zum Militär. Und da geschah es an einem Tag, daß er mit einer anderen spazieren ging. Ein mißgünstiger Kerl, an denen ja allerorts kein Mangel ist, schrieb dies der Marie, und als der Peter heimkam, war sie fort aus dem Dorf. Da packte ihn die Wut, und er dachte an den alten Volksliedvers: „Wenn i di net krieg, gang i fort in Krieg.“ Da dazumal aber nirgends ein Krieg war, ging er nach Amerika, wo es ihm lange Jahre recht kümmерlich erging. Da er aber sparsam und genügsam war, brachte er es doch mit der Zeit zu einem eigenen Geschäft, ja zu erheblichem Wohlstand.

Auf seine alten Tage kam es mit einemmal über ihn. Er dachte öfters an das Tal im Schwarzwald als je zuvor, und es fielen ihm Dinge wieder ein, von denen er gewiß meinte, daß er sie längst vergessen hätte. So sah er den Schuppen beim Haus wieder, worin die Schlitten übereinanderstanden, zwischen deren Kufen sie sich so gerne versteckt hatten. Er sah das Haus, dessen breites Dach alles unter sich barg: Stuben, Kammern und Küchen, den Stall und den Heuboden,

auf den die Zufuhr vom Berge her kam. Er sah den hölzernen Brunnentrog wieder, aus dem das Wasser durch eine Kerbe in eine Rinne klickerte. Er sah, wie der Weg in den feuchten Wiesengrund ging, wo die Sumpfdotterblumen Köpfe hatten so groß wie nirgends in der Gegend, und wie er dann am andern Hang wieder hinaufführte, an dem kleinen Waldstück vorbei, das wie eine putzige dunkle Kappe auf dem hellgrünen Hügel saß. Von dort sah man dann wieder Wiesen und schmale Wege zu den Höfen und, hingestreut an Lehnen oder auf die Höhen, die Waldstücke.

Es trieb ihn merkwürdig um; er hätte die Wiesen und die Höfe noch einmal sehen mögen und die Wolken, die dort am Himmel fuhren. Sein Geschäft hatte er seinem einzigen Sohn gegeben, und so entschloß er sich eines Tages, nochmals heimzufahren in den Schwarzwald. Seine Söhnerin, die er sich anders gewünscht hätte, denn sie war in vielem nicht nach seinem Sinn, sah schief an die Reise hin. Was dem alten Mann da in den Sinn kam! Sie rechnete zusammen, was das wohl kosten würde, und sie dachte, daß das ihr später abgehen müsse.

Aber der Peter Weber fuhr heim und wurde gleich am ersten Sonntag zu einer goldenen Hochzeit eines Schulkameraden geladen. So alt war man geworden! Es traf sich, daß bei dieser goldenen Hochzeit auch die Marie war, noch ledig. Er war seit Jahren verwitwet.

Mich stach der Fürwitz, und ich mußte fragen, wie das denn sei, wenn man sich nach so langer Zeit wieder treffe. „Frog net so domm“, sagte er, „schö ist's.“ Was sie denn alles geredet hätten? Was würden sie auch geredet haben? Von der alten Zeit, vom Wiesental und vom Sonntagabend. Die Marie von ihrem Dienst in der nahen Stadt, wo sie seit über zwanzig Jahren bei einer einzichten Dame war, und er von Amerika, wo es nicht, wie viele meinten, nur nach dem Dollar ginge. O nein, da wäre man auch für die Kunst, und sie hätten einen Gesangverein, der auf vielen Festen gesungen und viele Preise errungen hätte. Jawohl, sie wären auch für die Kunst.

Der Peter fuhr dann damals wieder hinüber übers Meer, und die Marie ging wieder in ihren Dienst.

Dann kamen die bösen Jahre, in denen das Geld zer-
rann, ohne daß man es merkte und ohne daß man
begriffen hätte, warum. Da sagte die Dame, bei der
die Marie in Stellung war, eines Morgens zu ihr, daß
sie ihr keinen Lohn mehr zahlen könne. Es reiche
nicht einmal mehr für sie selber. Es wäre ein Elend,
und sie müßte sich wohl nach einer anderen Stelle
umtun. „Auf meine alten Tage? Das wär nochmals
schöner. Dann verhungern wir miteinander“, sagte
die Marie, und sie saß zum erstenmal mit ihrer Herrin
eine lange Zeit am Tisch in dem alten Wohnzimmer
und tröstete sie.

„Wenn ich wenigstens Briefe verkaufen könnte“,
meinte diese. Sie war die Nichte eines Komponisten,
und dieser war ein Freund Richard Wagners ge-
wesen.

„Ach was“, meinte die Marie, „so was Dummes.
Wer wird auch Briefe kaufen?“ – „Unsere Briefe,
Marie, kauft freilich niemand. Aber denk, wir hätten
einen Brief von einem Kaiser. Darum würden doch
viele Leute Geld geben. Und ich habe Briefe von
einem Mann, der so wichtig war wie ein Kaiser, von
einem ganz Großen aus dem Reiche der Kunst, von
Richard Wagner. Es müßte freilich, wer diese Briefe
kaufen sollte, Geld haben und etwas von der Kunst
verstehen.“

Die Marie ging wieder an ihre Arbeit. Während des
Spülens ging es ihr immer noch durch den Kopf: Geld
haben müßte so einer und etwas von der Kunst ver-
stehen. Der Peter! In Amerika mußten die Leute ja
sehr reich sein. Der Peter hatte noble Kleider ange-
habt, und von der Kunst hatte er ja auch geredet. So
schrieb sie ihm.

War es nun beim Peter reine Kunstbegeisterung oder
war es die Erinnerung an die alte Zeit, an das Wiesen-
tal, an den Waldrand und an die Marie, er kam in
den Gesangverein und hielt eine Rede – die Männer
konnten sich nicht entsinnen, ihn jemals so viel reden
gehört zu haben – eine Rede über die Kunst im allge-
meinen und über Richard Wagner im besonderen.
Und ein solcher Brief, ja, da wären sie ja die einzigen
in ganz Amerika, die so etwas besäßen! Die Begeiste-
rung überkam sie alle, und sie brachten über hundert
Dollar zusammen. Und weil es soviel Geld war,
sandte die Frau nicht nur den Brief von Richard Wag-
ner, um den es sich allein gehandelt hätte, sondern
auch noch den Brief von Hans von Bülow und einen
Theaterzettel von der Erstaufführung der „Walküre“.

Darüber freuten sich dann die Männer wieder, und
sie sammelten noch einmal.

Und da lagen die Briefe nun vor mir mit der klaren
Schrift der Meister. Der Peter legte sie sorglich wieder
in das Kästchen, schloß es mit dem Schlüssel, den er
an der Uhrkette trug, wieder ab, stellte es in den
Schrank und setzte sich wieder zu uns. Ich spürte, daß
seine Geschichte noch nicht zu Ende war, und ich
fragte weiter. Das andere sei nicht mehr wichtig,
meinte er, und erst als ich ihm versprach, die zwei
Frauen einmal aufzusuchen, und wie ich nach ihrer
Adresse frage, erzählte er vollends alles.

Ewig konnte das bißchen Geld den Frauen ja damals
nicht reichen, und so entschloß sich die Marie noch
einmal schweren Herzens, dem Peter zu schreiben.
Er überlegte dann bei sich und schrieb eines Tages
einfach an die Stadt, in der die Frauen lebten, ob man
ihnen nicht ein gefälliges Haus einrichten könnte und
ihnen eine zuverlässige Person zugeben, damit sie
ihre rechte Versorgung hätten, und man solle ihm
schreiben, was das koste. Man schrieb ihm dies, und
er sandte daraufhin so viel Geld, daß die Frauen
ruhig hundert Jahre alt werden können, ohne daß sie
eine Stunde Not leiden müßten.

Ich sah über den Tisch hinüber, wo einer aufstand, zu
Peter hinging, seine Hand faßte und sagte: „Ich
möchte jetzt meinen Hut aufsetzen, um ihn vor Ihnen
herunterzutun bis auf den Boden, denn Sie sind ein
Ehrenmann.“ Da sah ihn der Peter an, nahm ein
Schlückle und sagte dann: „Aus reiner Nächstenliebe
hab i's au net do.“ Und darauf sahen wir beide ihn
fragend an.

„Das begreift ihr nicht“, sagte er, „dazu seid ihr noch
zu jung.“ Als wir ihn aber plagten und nöteten,
beugte er sich über den Tisch, hielt die Hand seitlich
an den Mund und sagte leise: „Mei Jonga“, womit er
seine Schwiegertochter meinte, „ist a Ripp“, was nicht
gerade ein Lob bedeutet, „ond es hat me scho älla-
weil g'ärgert, daß all mi Sach an die hiesoll. So hab
i zwei Mucka auf ein Schlag troffa. Dene zwei Fraue
isch g'holfa, ond meiner Jonga han i was weg-
zwackt.“

Beim Heimgehen nahm mich der Peter nochmals am
Arm, blieb stehen und sagte, ich möchte mich, wenn
ich hinkäme, umsehen, ob den Frauen gewiß nichts
abgehe, und ich möchte ihm dann schreiben. „Es
kommt“, meinte er, „auf hundert Dollar rom oder
nom net a. I ka meiner Jonga gar net gnuag weg-
zwacka!“